

Apostel des Blues

Beim Namen Richard Bargel denkt man an Gitarren jede Menge Blues. Doch der Musiker verriet im Gespräch mit Bernd Imgrund, dass er sich immer mehr zum Singer-Songwriter entwickelt

Vor der Tür des Südstadt-Cafés steht Wilfried Schmickler im Regen und raucht. Man kennt sich, Richard Bargel und Schmickler schütteln sich die Hand. Seinen doppelten Espresso will er dann aber doch lieber im Warmen zu sich nehmen, was dem Interviewer sehr recht ist.

Blues und Weihnachten – geht das zusammen?
Warum nicht? Wenn man wie



IM GESPRÄCH

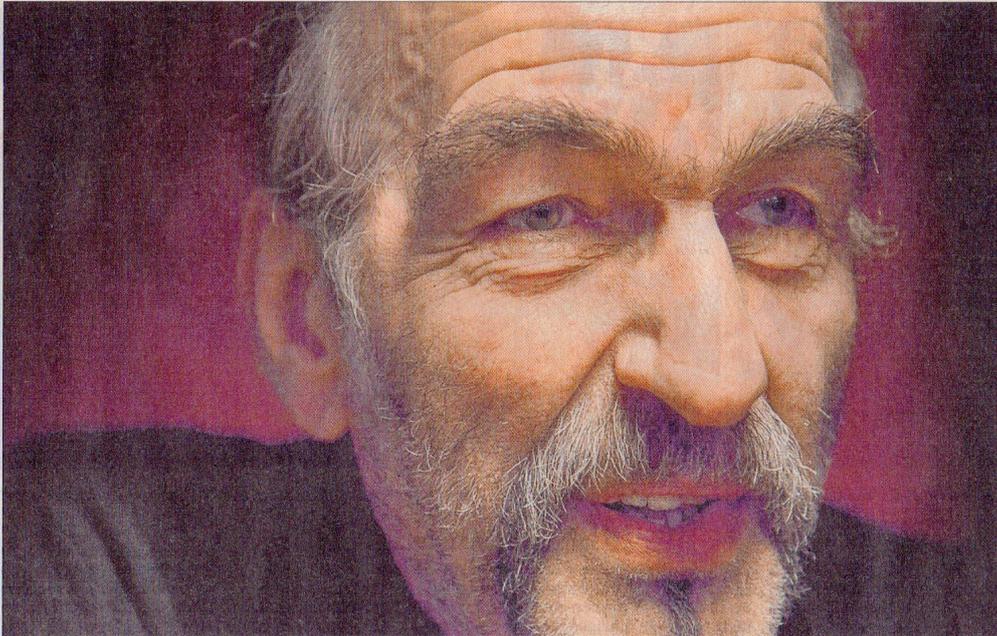
ich Weihnachten allein verbringen muss, weil meine Frau zu ihren Verwandten nach London fährt, dann bekommt man vielleicht den Blues.

Ist Weihnachten besinnlich und der Blues eher melancholisch?
Dieses Traute, Besinnliche findet man im Blues nicht. Aber sinnlich ist er. Alle Musik und jede Kunst muss sinnlich sein.

Was ist der Unterschied zwischen „den Blues haben“ und „den Blues spielen“?
Meistens spielt man ihn nicht, wenn man ihn hat. Aber aus diesem Gefühl heraus spielt man ihn dann hinterher, um das zu verarbeiten. Man hat etwas Mieses erlebt, muss das verdauen, und nach ein paar Tagen setzt man sich an die Gitarre und macht ein Lied darüber.

Musik hilft gegen den Blues?
Ja, aber auch rausgehen, Menschen treffen, sich austauschen.

Kann man die Stille Nacht in einen Blues verwandeln?
Habe ich schon gemacht, mit der Slide-Gitarre und in so einem schönen, jumpigen Blues-Stil. Das geht sehr gut und klingt lustig. (lacht)



Ein Musikerleben erzählt in einem Gesicht: Gitarrist und Sänger Richard Bargel schiebt auch Bücher. (Foto: Meisenberg)

Sind Ihre Dezember-Konzerte anders als die im Sommer?
Nein, gar nicht. Ich versuche weder, eine Adventsstimmung zu erzeugen, noch hüpfte ich Ostern als Hase herum. Im übrigen entwickle ich mich immer mehr zum Singer-Songwriter.

Im Radio hört man heute deutschsprachige Popmusik, die an die Liedermacherszene der 70er erinnert. Allerdings mit zum Teil furchtbar präventösen Texten.
Ich denke, die Themenpalette war früher politischer und auch breiter. Die jungen Sänger heute sind doch sehr in ihrer eigenen, kleinen Gefühlswelt verhaftet. So kommt mir das jedenfalls vor.

Wo sehen Sie Ihre frühen Wurzeln?
Ich komme immer mehr zurück zu meinen ersten Musikerfahrungen mit Chansons und der Folk-Music. Aber das Blues-Image hängt mir nach, klar.

Wo liegt das Problem?
Das Image des Blues ist in

Deutschland und erst recht in Köln nicht besonders gut. Bluessänger sind als Jammerlappen verschrien, die immer traurige Lieder singen.

Also so ziemlich das Gegenteil der Höfner?
Ja, Köln pflegt eine Gute-Laune-Kultur, in die der Blues nicht hineinpasst.

Heutzutage treten Sie in Köln recht selten auf.
Man muss seine Gigs dosieren. Früher habe ich in jeder Kneipe gespielt, die nicht rechtzeit-

ig die Tür zugemacht hat. Aber irgendwann blieben dann die Leute weg, weil sich jeder sagte: Der kommt ja nächste Woche wieder.

Haben Sie den Blues früher gepredigt?
In meiner Anfangszeit war ich ein durchaus fanatischer Apostel, der die Welt mit missionarischem Eifer zum Blues bekehren wollte. (lacht) Aber davon bin ich lange weg.

In den frühen 1980ern wohnte ich auf der Severinstraße neben

der Kneipe Popocatepetl, wo Sie eine Livemusikreihe organisierten.

Da gab es tolle Konzertabende, klar. Aber für mich war das auch eine ganz wilde, böse Zeit, in der ich dem Alkohol verfallen war. Ich habe dennoch sehr viele Gigs gespielt damals – aber ich habe auch viele in den Sand gesetzt.

Wie war das mit Blues-Legenden wie Louisiana Red, den Sie in die Südstadt geholt haben?
Klasse, wir haben viel voneinander abguckert, der wollte immer ganz genau wissen, wie ich die Gitarre halte oder meinen Slide spiele.

Wen haben Sie als kleiner Junge kopiert?
Anfangs niemanden. Als ich mit zwölf Jahren anfing, habe ich einfach so lange rumprobiert, bis ich einen Akkord gefunden hatte. Und als ich drei hatte, konnte ich plötzlich Lieder damit spielen.

Inwiefern beeinflusste Alkohol die Musik?
Bis Ende der 70er haben sich Publikum und Musiker gegen-

seitig besoffen gemacht. Damals stand praktisch der ganze Bühnenrand voller Flaschen, die die Zuschauer spendiert hatten. Irgendwann hörte das auf, aber da war es für mich schon zu spät.

Wie haben Sie realisiert, dass die Sauferei auf Dauer nicht gut für Sie ist?

Eigentlich sieht man das jeden Morgen im Spiegel. (lacht) Aber das Problem ist, dass man es sich nicht eingesteht.

Am nächsten Morgen ist man immer ziemlich allein mit seinem Kater.
Stimmt. Und damit er nicht so doll ist, haust du dir wieder ein paar Bier drauf.

Ist damit ein sozialer Abstieg verbunden?
Ich hatte ja meine Gigs. Aber klar, du gehst durch die Straßen, siehst einen Penner und denkst: Soweit ist es mit mir noch nicht. Obwohl du eigentlich genauso stinkbesoffen bist wie der.

Wie gehen Sie heute mit Alkohol um?

Ich trinke gar nichts mehr. Aber mich stört es auch nicht, wenn meine Frau abends ihr Glas Wein trinkt. Schließlich trete ich ja weiterhin in vielen Lokalisationen auf, in denen Alkohol ausgeschenkt wird. Die zwei Monate Therapie 2000 in Tönisstein waren eigentlich sehr angenehm, das war wie im Kloster.

Statt kurzer Songs schreiben Sie seit geraumer Zeit auch ganze Bücher.

Das fing nach der Therapie an. In diesen Gedichten und Geschichten habe ich jene letzten Jahre verarbeitet. Da floss plötzlich alles raus. Inzwischen mache ich auch sehr gern Lesungen, die ich mit Musik auf-frische.

Um auf meine Eingangsfrage zurückzukommen: Haben Sie mal einen Song über Weihnachten geschrieben?

Nein, irgendwie liegt mir das nicht. Weihnachten ist vielleicht nicht unbedingt mein Fest. Was ich allerdings mag, ist das gemeinsame Essen. Meine Frau ist Engländerin, mein bester Freund kommt aus London zu Besuch, und dann backen wir einen britisch-traditionellen gestopften Truthahn.

ZUR PERSON

Richard Bargel wurde 1951 in Frankfurt geboren und wuchs in Bad Godesberg auf. **Ohne Schulabschluss** und nach einer abgebrochenen Lehre begann er 1968 ein Studium an der **Werkkunstschule Köln** und gründete im Jahr darauf u.a. mit Klaus dem Geiger die Künstlerkommune „**Taberna- kel**“.

Professionelle Auftritte als Blues-Gitarrist und Sänger begannen

1970. Bargel veröffentlichte zahlreiche Alben und spielte Konzerte mit Größen wie **Elvis Costello**, Miriam Makeba oder Dave Peabody. 1992 und 2005 gewann er den **Preis der Deutschen Schallplattenkritik**.

Theater und **Fernsehengagements** ergänzten sein Arbeitsfeld, das inzwischen auch mehrere Gedicht- und **Kurzgeschichtenbände** umfasst. Richard Bargel lebt mit seiner Frau in der Südstadt.